

sehr verflochtenen und verwickelten Änderungen innerhalb des sprachlichen Geschehens ausgearbeitet hat. Die historisch-philologische Schulung des Verfassers ist auf jeder Seite des Buches ja in jeder auch der kleinsten Anmerkung erkennbar. Überall werden, wo dies notwendig erscheint, die historischen Zusammenhänge zwischen der heutigen Form und ihrer altisländischen Grundlage klar zum Ausdruck gebracht und erläutert. Verfasser unterstreicht die Unterschiede zwischen der archaischen, poetischen und der umgangssprachlichen Form. Alle zum Verständnis der grammatischen Kategorien wichtigen Erscheinungen werden hervorgehoben. Besonderes Gewicht wird auf die sehr schwierige Aussprache und deren Vergleich mit der deutschen gelegt. Die Heranziehung und Auswahl der neuen wie auch die Auswahl der historisch bedingten Belege läßt m. E. nichts zu wünschen übrig; dabei wird mit sichtlicher Vorliebe die isländische Natur- und Geisteswelt stets im Auge behalten. Sämtliche Belege und Sätze sind mit deutschen Übersetzungen versehen, was insbesondere bei den Umschreibungen und Erweiterungen dem Studierenden wie auch dem Genießer und Kenner zustatten kommt und er die Art und den Sinn dieser Eigenständigkeiten der modernen Sprache erst so richtig zu erfassen vermag. Ein ausführliches Wortregister mit Verweisungen auf die Paragraphen, in denen das betreffende Wort behandelt wird, steigert wesentlich die Brauchbarkeit des Buches als eines überaus willkommenen und notwendigen Hilfsmittels bei der Lektüre neuisländischer Texte. Streng wissenschaftlich wie die gesamte Darstellung ist auch der Stil des Verfassers: knapp und anschaulich, niemals ausmalend und aus dem Rahmen einer grammatischen Darstellung herausfallend. Ich persönlich habe eine aufrichtige Freude an dem Gelingen eines Werkes, das mein ehemaliger Studienfreund aus G. Neckels Seminar schon vor vielen Jahren geplant hatte. Dieses Buch stellt sich würdig den in der Germanistik so geschätzten Büchern von A. Noreen und A. Heusler an die Seite.

Leopold Zatočil

Erwin Arndt: Luthers deutsches Sprachschaffen. Akademie-Verlag, Berlin 1962 (215 S.).

In der neugegründeten Reihe „Wissenschaftliche Taschenbücher“ erscheint als dritter Band ein begrüßenswertes Buch über ein wichtiges und bisher nicht in genügendem Masse richtig ausgewertetes Kapitel der deutschen Nationalsprache. In sieben zweckmässig gewählten Kapiteln gelang es dem Verfasser, die richtige Stellung M. Luthers im Entwicklungsprozess der Schriftsprache richtig einzuschätzen.

In den einleitenden Kapiteln ist der Verf. bestrebt, auch an allgemeine Probleme heranzugehen, wie z. B. an die Definitionen solcher nicht immer eindeutig interpretierter Begriffe wie Nationalsprache, Schriftsprache, Hochsprache. Die Schwierigkeit dieser Interpretation wird noch grösser, wenn man darüber hinaus den Begriff Literatursprache heranzieht, der aus der russischen sprachwissenschaftlichen Terminologie stammt und selbst dort nicht immer eindeutig genug interpretiert wird. Meist versteht man darunter eine sowohl schriftliche als auch mündliche Norm der Nationalsprache. Wollte man ferner zwischen den deutschen Termini „Schriftsprache“ und „Hochsprache“ unterscheiden, wie das m. E. der Interpretation Arndts teilweise zu entnehmen ist, würde eine Präzisierung erforderlich. Ob unter Schriftsprache „die geschriebene Variante der Literatursprache“ und unter Hochsprache „die gesprochene Variante der Literatursprache“ zu verstehen ist, bleibt weiterhin fraglich¹. Der Verf. kritisiert mit Recht die ältere Forschung, die die Rolle Luthers überschätzt hat, während die gegenwärtige Germanistik schon manche dieser falschen Einschätzungen korrigierte (vgl. z. B. die Arbeiten von Th. Frings oder J. Erben). In den allgemeinen Ausführungen wird ferner die unterschiedliche Motiviertheit der Sprechsprache und Schreibsprache behandelt. Die Überlegungen zu der allmählichen sprachlichen Einigung zuerst in der geschriebenen Sprache sind berechtigt, wenn man vor Augen hat, dass z. B. die Kanzleisprache, die schon eine gewisse Tradition gehabt hat, vor allem auf dem Gebiet der Formenlehre standardisiert wurde. Luthers Verdienst ist es m. E., dass er die Exklusivität der in gewissem Masse standardisierten Kanzleisprache durchbrochen und sie mit der Volkssprache verbunden hat. Wenn man ausserdem bedenkt, dass sich das alles auf einem Territorium abgespielt hat, wo diese Einigungstendenzen schon geographisch und geschichtlich bedingt waren, verstehen wir, dass Luther weder am Anfang noch am Ende des Einigungsprozesses steht, sondern in der Mitte. Im Ostmitteldeutschen hat die Kolonisation den Einigungsprozess ohne Zweifel beschleunigt; man darf nicht vergessen, dass nach den neueren Forschungsergebnissen (z. B. die Arbeiten von R. Schützeichel oder H. Sparmann) auch im Westmittel-

¹ Vgl. z. B. die Ausführungen K. Günthers in „Zeitschrift für Slawistik“, Band VIII, Heft 1/1963, S. 77 f.

deutschen auf Grund der Analyse der Urkundensprache einige Ansätze dazu festgestellt worden sind.

In den weiteren Ausführungen beschäftigt sich der Verf. mit der geschichtlichen und politischen Sendung Luthers, ein Kapitel, das allerdings am Anfang des Buches stehen sollte. Auch hierhin zeigt sich der Verf. als ein guter Kenner nicht nur des Tatsachenmaterials, sondern auch der marxistischen Philosophie. Bei der Einschätzung der nationalen Verdienste Luthers sieht Arndt sehr deutlich zwei Seiten. Einerseits war L. ein Sprecher des nationalen Widerstandes gegen Rom, gegen die Vormachtstellung der römisch-katholischen Kirche und hat ferner den Kampf um einen einheitlichen inneren Markt als Voraussetzung einer einheitlichen Nation unterstützt. Andererseits verliess er aber die Bauern in ihrem gerechten Kampf und verriet sogar die Sache des deutschen Bürgertums zugunsten der Fürsten. Im weiteren wird die grosse künstlerische Leistung der Bibelübersetzung eingeschätzt. Der wichtigste Grund, weshalb eben seine Übersetzung einen so grossen Widerhall bei den breiten Volksschichten fand, war in erster Linie „die Sprache des Alltags“. Mit der Verbreitung des Protestantismus gelangte die Bibel in die breitesten Schichten und verhalf „der Luthersprache“ in mehr oder weniger abgeänderter Form zum Sieg. Berechtigt ist Arndts Kritik der Ansichten von A. Schirokauer, der z. B. behauptet, bei L. sei es nach der Abkehr von der Bauernbewegung zu einem Bruch mit der Sprache des Volkes gekommen. Die Einordnung der Sprache Luthers in das sprachliche Geschehen des Ostmitteldeutschen wird im folgenden Abschnitt dargelegt. Hier stützt sich A. auf die neuesten Ergebnisse der Lutherforschung, vor allem auf die von J. Erben. Um den Anteil Luthers an der entstehenden Schriftsprache noch prägnanter beurteilen zu können, müsste man z. B. die Druckersprachen bearbeitet haben.

Nach den allgemeinen Ausführungen, die einen relativ grossen Raum des Buches einnehmen (Kap. 1. — 5.), wendet sich Verf. erst im 6. Kapitel der eigentlichen Sprachanalyse Luthers zu. Am ausführlichsten — natürlich im Rahmen dieses Buches — werden Orthographie, Lautstand und Morphologie behandelt. Es werden zunächst Belege angeführt, die völlig mit dem Neuhochdeutschen übereinstimmen, ferner die, die noch dem Mittelhochdeutschen entsprechen und schliesslich Fälle, die aus den ostmitteldeutschen Mundarten stammen, wie z. B. die Formen: *glauben, teufen, erbeitet*; an der letzten Form hielt L. sehr lange fest. Wie schon an anderen Stellen, wird auch hier einleitend gesagt: „So viel ist uns bereits deutlich geworden, dass Luthers Lautstand noch in vielen Punkten vom Neuhochdeutschen abweicht, dass L. demnach noch nicht Endpunkt der Entwicklung sein kann“ (S. 107). Die Belege sind der Lutherschen Übersetzung einer Äsopischen Fabel entnommen und stellenweise wird auch die Übersetzung von Steinhöwel herangezogen und verglichen. Der Stand der Diphthongierung entspricht bei L. dem Neuhochdeutschen; bei ihm ist beispielsweise die unterschiedliche graphische Wiedergabe der Diphthonge *ai / ei* beseitigt wie auch der Unterschied zwischen Raum (< mhd. *rûm*) und Baum (< mhd. *baum*). Der ostmitteldeutsche Diphthong *eu*, der in seinen früheren Schriftstücken noch auftaucht, erscheint später als *au*, also entsprechend dem Oberdeutsch-neuhochdeutschen (*glauben, Haupt*). Luther verlässt ferner das Deminutivsuffix *-chen/chen* und bevorzugt das obd. *-lein*, teils diphthongiert, teils nicht. Um diese Tatsache überzeugend belegen zu können, müsste man weitere Beispiele suchen. Arndt führt die Beispiele aus den Endreimen der Lieder an und eben da besteht die Gefahr einer Stilisierung der Sprache: ...*dort hin, ...krippelin; ...die seiden dein, ...vnd windelein* (S. 111). Dasselbe betrifft in einem anderen Zusammenhang auch den Beleg *stahn*, das mit *plan* reimt. Beispiele aus der Prosa wären überzeugender gewesen. Als Längebezeichnungen dienen Luther: Verdopplung der Vokale, Dehnungs-*e*, sowie Dehnungs-*h*. Ob in Fällen wie *thal* das *-h* als Dehnungszeichen aufzufassen ist, kann nicht mit Sicherheit gesagt werden. Manche mittelhochdeutschen Sonderformen, die auch nicht in die Schriftsprache eingingen, hat L. aufgegeben, wie z. B. die Veränderung *e > i* in Nebentonsilben (*tagis-Tages*).

Die Analyse des Formenbestandes hat ebenfalls bezeugt, dass auch hier bei weitem noch nicht der Entwicklungsprozess abgeschlossen wurde. Es wechseln die progressiven Pluralformen *jahre mit jar, weiber, weibe mit weib* usw. Mit der Nichtausbildung der gemischten Deklination beim Substantiv steht L. auf dem mittelhochdeutschen Stand, aber übereinstimmend mit der Schriftsprache stehen die *-er* im Plural der sächlichen Substantiva. Im Verbalssystem wurde in einigen Fällen der funktionslose grammatische Wechsel beseitigt (*war-waren*); zum Ausgleich der starken Verba im Prät. zwischen Sg. und Pl. ist es allerdings noch nicht gekommen. In der Einschätzung der Syntax stützt sich der Verf. zum Teil auf die Ergebnisse J. Erbens. Ferner werden, wenn auch sehr knapp, die Wortwahl und der Wortgebrauch Luthers behandelt. Es wird neuerdings eine Ausführung A. Schirokauers mit Recht kritisiert, der behauptet, dass die Luthersprache mit ihren plebejischen Elementen niemals wesentliches zur Hochsprache beitragen konnte. Es ist aber anzunehmen, dass eben auf diesen Gebieten Luther ein Verdienst nicht abgesprochen werden kann. Manche Wörter haben konkrete Inhalte bekommen und einige

ostmitteldeutsche Wörter sind durch Luthers Vermittlung zum gemeindeutschen Wortgut geworden. Der Verf. schliesst diese seine Betrachtungen mit einem Satz, der im ganzen sehr richtig ist: „In Fragen der Orthographie und der Lautung war Luther mehr der Nehmende, dagegen im lexikalischen Bereich weit stärker der Gebende“ (S. 180). Dem Buch wurde noch eine kurze Betrachtung über die Stilmerkmale und die Übersetzungskunst Luthers, sowie ein Namenverzeichnis beigefügt.

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass dieses Buch seinen Zweck erfüllt hat, obwohl es im Grunde nichts Neues gebracht hat. Arndts Verdienst besteht vor allen Dingen darin, dass er die wichtigsten Ergebnisse der Lutherforschung der letzten Jahre zusammengefasst und in klarer Weise einem breiten Interessentenkreis zugänglich gemacht hat. Es wäre zu wünschen, dass bei einer evtl. geplanten Neuauflage die Betrachtungen über die Stilmerkmale vergrössert werden. Das könnte vielleicht sogar auf Kosten der allgemeinen Ausführungen in den einleitenden Kapiteln geschehen.

Zdeněk Masáček

Karlheinz Daniels: Substantivierungstendenzen in der deutschen Gegenwartssprache.
Päd. Verlag Schwann, Düsseldorf 1963, 249 S.

Im Auftrag des Arbeitskreises *Sprache und Gemeinschaft* hat K. Daniels eine Studie veröffentlicht, in der er versucht, eine Entwicklungstendenz der deutschen Gegenwartssprache — die Tendenz zur nominalen Ausdrucksweise — systematisch zu erfassen. Verf. ist bestrebt, sowohl ihre Ursachen aufzudecken, als auch ihre Konsequenzen für die Grammatik und Stilistik zu umreissen. Methodologisch geht er von der Weisgerberschen inhaltsbezogenen Betrachtung aus, über die in der letzten Zeit viel Zustimmendes, aber auch Kritisches erschienen ist, so dass es sich erübrigt, diese Probleme noch einmal grundsätzlich zu erörtern. Bei Einzelfragen kann jedoch nicht darauf verzichtet werden. Schon der Untertitel der erwähnten Schrift „Nominaler Ausbau des verbalen Denkkreises“ weist zum Beispiel auf eines der grundsätzlichen Probleme der inhaltsbezogenen Betrachtung hin: auf das Verhältnis Denkform — Sprachform.

Einleitend geht Verf. allgemein auf die Tendenzen zum nominalen Ausdruck ein und mit Recht betont er die Aktualität eines solchen Themas. In den bisherigen Darstellungen wurde diese Tendenz überwiegend negativ gewertet: Verf. der vorliegenden Arbeit bemüht sich dagegen um eine möglichst systematische und gründliche Untersuchung der real existierenden Ausdrucksweise.

Dem Vorwort folgen Darlegungen zur Methode sowie Kriterien, nach denen das Material gesichtet und ausgewertet wurde. Die Auswahl des Materials wird begrenzt auf die Untersuchung „vor allem derjenigen substantivischen Sprachmittel..., die entweder verbaler Herkunft oder noch verbalen Inhalts sind und somit an die Stelle von Verben treten können: die Verbalabstrakta... (Anklage erheben, Mitteilung machen, eine Reise unternehmen, usw.) Aber auch Abstrakta adjektivischen Inhalts verbinden sich häufig mit einem Verbum zur nominalen Umschreibung (weiter nur n. U.): Gewandtheit zeigen, Nachsicht üben, Angst haben usw.“ (S. 14—15). Im folgenden werden die wichtigsten Kennzeichen der in der Umschreibung aufgetretenen Wortarten aufgezählt. Es wird ferner klar gelegt, daß z. B. in der subst. Verbindung das Substantiv zum eigentlichen Träger des Handlungsinhalts geworden ist und dass das Verb demnach die Aufgabe hat „den im Substantiv benannten Handlungsinhalt zu aktivieren, die Art des Vollzugs näher zu bestimmen, Arten und Stufen der Realisation zu unterscheiden...“ (S. 17). Allgemein gilt, dass die Funktionen der in der n. U. aufgetretenen Wortarten spezialisiert sind: das Substantiv vertritt semantische Aspekte, während der verbale Teil dagegen vornehmlich syntaktische Bedeutung hat. In diesem Zusammenhang ist auch der Wegfall einiger struktureller Formen des Substantivs zu sehen: Wegfall des Artikels, Wegfall der präpositionalen Ergänzung, Verlust der Deklinationsfähigkeit, Zusammenwachsen von Substantiv und Verb, usw. Demgegenüber verliert das Verb an semantischen Eigenschaften und der Grad dieses semantischen Verlustes bestimmt dann die feste oder weniger feste Verbindung mit dem Substantiv (Vgl. S. 22). Sehr richtig trennt der Verf. die vorher definierten nominalen Umschreibungen von den Redensarten, weil ihre Grundbedeutung situationsbedingt ist und oft von ihrer historischen Entwicklung her verstanden werden kann, während n. U. mehr aus innersprachlichen Möglichkeiten erwachsen sind. Das scheint bei Ds. das Hauptkriterium für die Unterscheidung „nominale Umschreibung — Redensart“ zu sein. Der Verf. gibt weitere Kriterien an und versucht, sie zu berücksichtigen, obwohl er sich durchaus dessen bewusst ist, dass nicht in jedem Fall zwischen n. U. und Redensart eine feste Grenze gezogen werden kann. Den methodischen Vorbemerkungen wird eine knappe Aufzählung des untersuchten Materials vorangestellt. Unserer Meinung nach hätte die Auswahl des Materials stärker differenziert werden müssen, denn dann würde die stufenweise Verbreitung